

Der Dudweiler Faselstreit.

Eine historische Erinnerung von Walter Henne, mit Zeichnungen von Wilh. Schaaf.

Im Jahre des Heils 1615 saß zu Saarbrücken in seinem Studierzimmer der „ehrenhafte und hochgelahrte“ Herr Doktor Bartholomäus Werner. Er war eben so recht vertieft in das Studium einer kürzlich erschienenen theologischen Schrift, als es kräftig an der Stubentür pochte. Dem „Herein“ leistete der Klopfer unverzüglich Folge. Es war der allgewaltige Superintendent des hochwohlwöbllichen nassau-saarbrückischen Städtleins Keller.

„Herr Doktor“, begann er allsogleich, „ich wollte Euch nur davon in Kenntnis setzen, daß wir am kommenden Sonntag unsere Kirchenvisitationen fortzusetzen gedenken. Ich wollte Euch die Teilnahme anheimstellen. Diesmal geht es nach Dudweiler. Der Wagen wird um acht Uhr in der Frühe vor Euerer Haustüre warten.“



„Aber gern, Herr Superintendent. Es wird mir ein Fest sein. Auf die Wagenfahrt freue ich mich im besonderen, d. h. wenn wir nicht mehr den Wagen bekommen, mit dem wir kürzlich nach — na, Sie sehen, die Fahrt war für mich dermaßen anstrengend, daß ich den Ortsnamen vergessen habe — geholpert find. Der war wohl noch aus Urgroßvaterszeiten? Nein, wenn ich mich dieser Fahrt entsinne — — — furchtbar!“

„Nun, nun, Herr Doktor!“, lächelte mild der Herr Superus, „immer noch besser schlecht gefahren als gut gegangen, sagen hierzulande die Leute. Damit Ihr Euch aber nicht unnötige Sorgen macht und Euch die Freude im voraus verderbt, will ich Euch verraten, daß wir einen ganz neuen Wagen haben werden. Dazu zweite gute Pferde und den besten Kutscher.“

„Na, das läßt sich ja hören! — Was ich noch sagen wollte, haben der Herr Superintendent noch nichts gehört, was man sich so in der Stadt erzählet, daß unser gnädiger Herr gesonnen sei, die Bezüge der Geistlichen zu kürzen?“

„Ja, da habe ich auch schon etwas läuten hören. Aber es dürfte doch wohl nicht zutreffen. Mit uns Pfarrern und mit den Lehrern da erlaubt man sich ja so allerhand. Aber von dem wenigen noch abziehen? Nein, das wird man doch wohl nicht tun. Da sollte man zunächst einmal ein paar Hoffschranzen zum T — — — jagen.“



Bei solch hochwichtiger Unterhaltung ging die Zeit angenehm dahin. Zweimal schon hatte die Kirchenguhr den Ablauf einer vollen Stunde verkündet, als sich die vielwissenden Herren, die zur geistigen und geistlichen haute volée des Landes gehörten, trennten.

In munterem Trabe fuhr am nächsten Sonntagmorgen der Wagen vor dem Hause des Herrn Dr. Werner vor, um erst diesen und alsdann den Herrn Superintendenten aufzunehmen. Der Fahrer knallte lustig mit der Peitsche, daß alle in der Schloßstraße die Köpfe zu den Fenstern herausstreckten, um zu sehen, wer schon in aller Herrgottsfrühe einen solchen Heidenlärm vollführte. Der Wagen ratterte über das Pflaster, daß die hohen Herren nur so aneinander stießen.

„Ein Saupflaster — Verzeihung, Herr Superintendent, daß ich das Wort gebrauchte, aber es trifft vollkommen zu.“

„Mein lieber Doktor“, sprach Keller in prophetischer Weise, „das wird mit diesem Pflaster auch nie anders!“

Bald ging es über die Brücke hinüber und durch das mählich erwachende St. Johann auf Dudweiler zu. Frohen Gemütes unterhielten sich die beiden über den glitzernden Tau in den Wiesen, über die warmscheinende Sonne, über Ernteaussichten, Befoldungsfragen, Steuerverordnungen, Beförderungen und Versehungen, neue Bücher, über die beste Weise, Sauerkraut einzumachen und Tonpfeifen anzuräumen, über den Wert des Nachmittagschläfchens, über politisches Allerlei, so etwa über Vorgänge am Zweibrücker Hof oder in anderen benachbarten Residenzen; Stoff genug, um keine Langeweile aufkommen zu lassen. Und noch kaum, daß sie dachten, einige Worte gesprochen zu haben, waren sie am Dudweiler Pfarrhaus angelangt, wo sie der Pfarrer vor der Tür erwartete und sogleich begann, sein Sprüchlein aufzusagen:

„Es ist mir eine besondere Ehre, Sie, Herr Superintendent, und Sie, Herr Doktor, in meiner Gemeinde empfangen zu dürfen. Treten Sie ein in mein Haus und nehmen Sie vorlieb mit dem wenigen, mit dem ich Ihnen, meine Herren, dienen kann.“

„Gott zum Grusse, Herr Kollege,“ erwiderte leutselig der Herr Superus, „und vielen Dank für die freundliche Aufnahme! So laßt uns denn zuerst ein wenig verschmausen und frühstücken, um dann mit frischen Kräften die Visitation, wie sie uns aufgetragen ist, vorzunehmen.“

Wie gesagt, so getan. Ein kräftiges Frühstück stellte das durch die Fahrt doch etwas in Unordnung geratene leibliche Wohlbehagen wieder her und damit — eine alte Erfahrung — auch eine größere Vertraulichkeit zwischen Gastgeber und Besuchern.

Aus dem Wohnzimmer konnte man bequem die Straße überblicken. Es war ein erfreulicher Anblick, der sich dort dem Herrn Superintendenten bot: zahlreiche Kirchgänger, Männer, Frauen und Kinder aus Dudweiler und Sulzbach, welche Dörfer dazumalen noch eine Kirchengemeinde bildeten, brachten mit ihrem Gehen und Schwagen Leben in die Morgenstille. Besonders lebhaft ging heute das Gerede hin und wider, da man doch die Prüfung durch die Vertreter eines hohen Konsistoriums zu bestehen hatte. Auch überlegten sich Pitt und Schorsch und da der Lui und Karel, ob man nicht ehliche Beschwerden über den Pfarrer oder irgendwelche Zustände in der Gemeinde vorbringen könnte.

Nun setzten die Glocken ein, und unter ihrem Geläute begaben sich der Pfarrherr und seine Gäste im Ornat zum Gotteshaus, das sie vollbesetzt vorfanden. Bald nahm der Gottesdienst seinen Anfang. Man sang einige Lieder. Der Pfarrer hatte sich einen schönen Text herausgesucht, über den er in bester Weise sprechen konnte, nämlich den Spruch: „Fürchtet Gott! Ehret den König! Habt die Brüder lieb!“ Darüber ließ sich gar schön predigen. Allein schon die vorgeschriebene Dreiteilung ergab sich ganz von selbst. Und dann: welche Fülle von Gedanken flog einem zu! Daß und wie Gott zu fürchten und zu ehren sei, wurde in der verschiedensten Weise eindringlich dargetan. Auch der zweite Teil, in dem ausgeführt wurde, daß das angestammte Herrscherhaus in würdiger Weise zu achten und dem Landesherrn stets zu gehorchen sei, gab reichlichen Redestoff. Und nun ging es zum dritten Teil, der besonders sorgfältig behandelt werden mußte, da es nicht nur galt, einen formvollendeten, packenden Schluß zu finden, sondern auch noch dies und jenes zur bevorstehenden Prüfung zu sagen. So redete denn der Herr Pfarrer fein und lieblich daher, daß wir allesamt Fehler hätten und trotz aller Mühe doch noch vieles zu tun übrig bliebe. Auch im Verus. Gewiß sollten wir dann einander darauf aufmerksam machen. Jedoch „in allem die Liebe“ spüren lassen. Besonders sollten sich diejenigen, die kraft ihres Amtes den andern übergeordnet seien, ihr Amt nicht mißbrauchen, sondern etwa auszusprechenden Tadel anbringen, ohne den Gebadelten zu verletzen. Aber auch die andern, so irgendjemanden unterstellt seien, sollten ihrem Führer und Vorgesetzten Verständnis genug entgegenbringen, um von ihm gemachte Fehler, so solche vorkämen, nicht ungerecht und zu hart zu beurteilen.

Die Dudweiler guckten verschmizt die Sulzbacher an. Die Herren aus Saarbrücken lächelten einander verständnisinnig zu. Und so wurde denn die Predigt glücklich und mit schwungvoll vorgetragenen Schlußwort zu Ende geführt. Ein Choral beschloß den eigentlichen Gottesdienst.

Jetzt begann der unbehaglichere Teil der Visitation, den möglichst zu mildern, die deutlich ausgesprochene Absicht der Predigt war. Der Herr Superus trat vor den Altar und wies kurz auf die Bedeutung des heutigen Tages hin: es sei festzustellen, ob die Gemeinde in religiöser Hinsicht hieb- und stichfest sei, ob die Herde und ihr Seelenhirt ihren Verpflichtungen nachgekommen seien, welche Klagen vorhanden und inwiefern diese berechtigt seien. Der Herr Pfarrer möge beginnen und die Gemeinde examinieren und zwar zunächst über das „Vater unser“, sodann über die einzelnen Hauptstücke und endlich über die

Liederkenntnis. Mancher blieb die richtige Antwort schuldig, jedoch wurde die Prüfung verhältnismäßig rasch durchgeführt. Nunmehr sollte der Pfarrer vorbringen, was er an der Gemeinde auszufetzen habe. Da gab es denn so mancherlei: es kämen viele, besonders die Sulzbacher, zu spät zum Gottesdienst. Aber nicht nur das. Anstatt dann schön aufzumerken auf die verkündeten Worte, täten die Mannsleute zu einem Großteil bald schlafen und so heftig schnarchen, daß die Predigt empfindlich gestört würde. So sei es denn kein Wunder, wenn noch manche Lücken in den Kenntnissen des Katechismus und der Bibel nachzuweisen seien. Es werde auch noch zu viel geflucht. Der und jener wäre nicht recht bei seiner Arbeit; auch einige Sauf- und Kaufbolde befänden sich dazwischen. Am Pfarrhause sei noch so manches auszubessern. Mehr Brennholz müsse geliefert werden und was dergleichen mehr war.



Na, dachten sich die Dudweiler und Sulzbacher, wenn der so anfängt, dann mal zu, wir können es auch. Und nun fingen sie an. Da hatte der und jener etwas anzubringen, daß es dem Pfarrer gar bänglich ward. Gar nicht verwunderlich sei es, wenn man mal einschliefe, besonders im Sommer, weil der Herr Pfarrer „bisweilen zu arg lang, bisweilen an die zwei Stunden predigt“. Nach vielen Klagen wurde noch der Trumpf ausgespielt: ihr Vieh hätte sich so vermehrt, daß man mit einem Stier und mit einem Eber nicht mehr auskommen könne. Der Pfarrer aber, der doch verpflichtet sei, das Faselvieh*) zu halten, weigerte sich ganz entschieden, es zu verdoppeln, obwohl dies doch durchaus nötig wäre. Was denn jetzt die Saarbrücker Herren dazu meinten?

*) Darunter verstand man Stiere und Eber.

Die zogen sich zunächst zu einer kleinen Beratung zurück. Das Ergebnis war, daß man riet, die Gemeinde möchte rechtzeitig zum Gottesdienst erscheinen, gut aufmerken, Kirche und Pfarrhaus in Ordnung halten und dem Pfarrer mit dem nötigen Respekt begegnen. Dem Herrn Pfarrer sei natürlich auch manches ins Stammbuch zu schreiben, vor allem möge er weniger lang reden und im ganzen etwas leutseliger sein. Was die Haltung des Faselviehes anlange, so legten sie dem Herrn Pfarrer dringend nahe, dem Wunsche der Gemeinde nachzukommen.

„Mit allen Entscheidungen“, sprach der Pfarrer, „bin ich zufrieden und werde sie getreulich erfüllen. Aber mit dem vertrakteten Faselvieh? — nein, das tue ich nicht. Erstens habe ich keine Zeit, zweitens keine Lust und drittens halte ich es für einen unwürdigen Zustand, daß solche Dinge zum Pflichtenkreis des Pfarramtes gehören.“

„Hm“, meinte der Herr Superintendent, „da kann man freilich im Augenblick nicht viel machen. Der Herr Kollege hat nicht so ganz unrecht. Aber juristisch sind die Bauern zu ihren Forderungen berechtigt. Das Beste wird sein, die Sache auf gerichtlichem Wege zur Entscheidung zu bringen.“

Also geschah es. Die Klage der Dudweiler und Sulzbacher, daß ihr Pfarrer nicht nur das Faselvieh zu halten, sondern es im Bedarfsfalle zu vermehren habe, wanderte mit vielen geseiten Anmerkungen versehen von Saarbrücken nach Wehlar, allwo sich das hochwichtige Reichskammergericht des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation niedergelassen hatte.

Die Kläger, der Pfarrer, die Visitatoren aus der Saarresidenz, die Kammergerichtsräte, die zuerst den Fall zu bearbeiten hatten, sie alle waren schon längst tot. Aber immer wieder erschien, von einem ständig erneuernden dienstfertigen Aktenverwalter ausgegraben, das anschwellende Aktenbündel, in dem alles Bedeutsame über die Faselviehhaltung im nassau-saarbrückischen Dudweiler enthalten war, zur Wiedervorlage. Und stets wurden womöglich noch bedeutendere Bemerkungen hinzugeschrieben, bis dann endlich nach fast hundert Jahren die Entscheidung fiel: der Dudweiler Pfarrherr sei von der Haltung des Faselviehes zu befreien!

Wenn auch der unmittelbar an dem Streite beteiligte Pfarrer dieses Urteil nicht mehr triumphierend bekanntgeben und ausnützen konnte, so kam es doch seinem Nachfolger zugute. Und auch den anderen geistlichen Kollegen. Denn alle, die noch verpflichtet waren, für die Gemeinde die Stiere und Eber zu halten, werden diese löbliche und für sie günstige Entscheidung schon in der richtigen Weise ausgenützt haben.

Ehrung des Rheinlieddichters durch Dilleron & Boch.

Röln, den 13. Februar 1841. Unser verehrter Mitbürger Herr Nikolaus Becker erhielt gestern durch die Post sieben sehr schöne Porzellanteller, auf deren jedem nebst geschmackvoller Bildnerei eine Strophe des Rheinliedes (Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein) enthalten war. Dieses freundliche Geschenk war von folgendem Schreiben begleitet:

Wettlach, den 6. Febr. 1841.

Wie in ganz Deutschland ihr treffliches Rheinlied widerhallte, und uns Deutschen nicht minder als den Fremden mehr als als irgend eine andere Erscheinung zeigte, daß wir denn doch in Hauptfachen durchaus einig seien, so erschallte es auch in unseren Berkstätten. Und wie sich, was die Arbeiter sangen, nach und nach zum — Teller rundete, erlauben wir uns dem gefeierten Dichter hier vorzulegen.

In Auftrag für Dilleron & Boch

v. Cohausen, Inspektor der Steingut-Fabrik in Wettlach.

Diese Notiz beweist, daß man auch damals im Saargebiet von einem großen, geeinten deutschen Reiche, das den Rhein als Deutschlands Strom ehrte und liebte, träumte.

Mitgeteilt von Klaus Schmauch-Hülzweiler.